



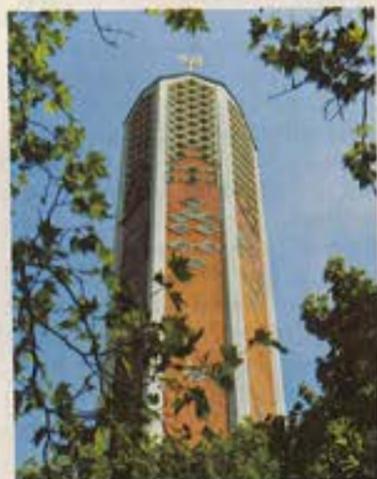
Centrum-Moschee, St. Georg



Noch aktuelles Gebäude der Al-Nour-Moschee, St. Georg



Imam-Ali-Moschee, Uhlenhorst



Wird bald die neue Al-Nour-Moschee in Horn, war mal eine Kirche



Kurdistans islamische Gemeinde in Hamburg und Umgebung, St. Georg



Yeni-Beyazit



Yeni-Moschee, Kirchdorf



Gebetsraum der Pak Islami Merkez, Hammerbrook

Eine glückliche Wendung

Der Gangster und der Nuschler: Die Rapband Beginner schenkt uns das Wort des Sommers

Was ist eine Stadt? Ein paar dreckige U-Bahn-Waggons, der Feierabendstau auf den Ausfallstraßen, vielleicht zwei verfeindete Fußballvereine und ein Dutzend eingebildete Eigenheiten.

Vor allem aber ist jede Stadt, so geht die wahre Floskel, die von Osnabrück bis New York City bemüht wird, immer ein Ort der Gegensätze. Deswegen reichen die eingebildeten Eigenheiten und die Fußballvereine auch nie, um die Stadt zusammenhalten. Sie würde sofort in ihre Einzelteile zerfallen, in Stahlträger, Beton, Grünflächen, in Arm und Reich, oben und unten. Wenn es nicht eine Handvoll Lieder gäbe, Sätze, vielleicht auch nur Wörter, um alles zu verbinden.

Hamburg hat mit diesen Zusammenhalt in den letzten Jahren ein Problem gehabt, der alte Jargon jedenfalls aus »Digga« und »derbe« war zur Kapuzenpulliaufschrift für Touristen geworden, die Hamburg-Hymnen zur Schallplattensammlung verkommen, und der Hip-Hop, einst der große Sätze-Lieferant an der Elbe, fand anderswo statt. So schien es jedenfalls. Bis zum vergangenen Freitag, als in ganz Deutschland kurz die Internetleitungen durchbrannten, weil die Beginner, jene legendäre Hamburger Rap-Crew, ihren ersten neuen Song seit 13 Jahren mit zugehörigem Video ins Netz stellten.

Ein Beat bläst einem um die Ohren, als stände man gesundheitsschädlich nah am Nebelhorn eines Containerschiffs. Jan Delay, der jetzt wieder Eizi Eiz heißt, posiert am Hafen und rappt: »Für die Obernerds und die saufenden Proleten / Die Messdiener, Crackdealer, Alt-68-er«. Die Beginner wollen noch mal die Gegensätze, alles »vom Eppendorfer Weg bis zur Beatstreet« in einem Flow auflösen, in einem Reim, einer coolen Pose und einem Wort, dem Titel des Tracks: *Abnma*.

Beim Refrain rast die Kamera durch die Stadt und landet bei einem Typen in Trainingshose und hochgeschlossener Lacoste-Krokodil-Poloheemd. Er zuckt mit dem Kopf wie einer, dem der Schanzen-Hipster lieber aus dem Weg geht. Gzuz nennt der Rapper sich, ausgesprochen wie englisch Jesus, nur mit allen Silben so raspelkurz, wie er die Haare an den

»Die Zustände sind unzumutbar«

Garagen oder Plattenbauten: Die Moscheen Hamburgs dienen oft nur als Notlösung. Kirchenarchitekt Joachim Reinig will das ändern – mit gewagten Ideen

DIE ZEIT: Herr Reinig, die Grünen fordern, dass Muslime in Hamburg mehr »würdevolle Gebetsräume« bekommen – also mehr Moscheen gebaut werden. Ein sinnvoller Vorschlag?

Joachim Reinig: Natürlich! Moscheen gehören zum Stadtbild wie Kirchen. Und die Hamburger Gemeinden brauchen mehr Fläche. Frauen haben viel zu wenig Platz, Kinder auch.

ZEIT: Sie kennen die islamischen Gemeinden der Stadt und haben für eine Studie 42 Moscheen besucht. Wie viele waren als Gebetsraum unwürdig?

Reinig: Ehrlich gesagt muss ich das andersrum beantworten: Welche sind würdig? Es gibt die große Moschee an der Außenalster, die ist sichtbar und angemessen. Dann eine in St. Georg an der Böckmannstraße, die kann man als Moschee erkennen. Und eine in Stellingen – sozusagen ein mit Applikationen umgebautes Haus. Das war's auch schon.

ZEIT: Und wie muss man sich den Rest vorstellen?

Reinig: Hinterhöfe, Tiefgaragen, Plattenbauten, Gewerbehäuser oder Einfamilienhäuser.

ZEIT: Wie sieht es in diesen Moscheen beim Freitagsgebet aus?

Reinig: In manchen sehen die Betenden den Imam nicht, weil der Raum so verwinkelt ist. In anderen beten die Leute draußen unter provisorischen Dächern, was im Winter extrem schwer ist. Es wird meist in allen Räumen gebetet – außer in den Toiletten.

ZEIT: Warum bauen die muslimischen Gemeinden keine neuen Moscheen?

Reinig: Das geschieht ja, in Horn zum Beispiel, wo aus der Kapernaumkirche eine Moschee wird. Aber das Problem ist, dass Muslime nicht wie Christen behandelt werden.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Reinig: Die Stadt stellt christlichen Gemeinden Grundstücke für Kirchen und Gemeinderäume kostenlos zur Verfügung. Das ökumenische Zentrum in der HafenCity musste etwa für den liturgischen Bereich keinen Grundstückspreis zahlen.

ZEIT: Eine ähnliche Regelung wünschen Sie sich für islamische Gemeinden?

Reinig: Ja, um zu zeigen: Gott unterscheidet nicht zwischen Christen und Muslimen und Juden. Wir Menschen machen diese Unterscheidung.

ZEIT: Die Grünen fordern drei zusätzliche Moscheen. Reicht das aus?

Reinig: Nein, das ist zu wenig. Die Grünen haben drei Projekte genannt, weil über die gerade diskutiert wird: die geplante Stadtteilmoschee in Wilhelmsburg, die Moschee am Borstelmannsweg und eine in der Neuen Mitte Altona.

ZEIT: Wo genau könnte in der Neuen Mitte Altona eine Moschee entstehen?

Reinig: Es ist bekannt, dass der Lessingtunnel zurückgebaut wird und dass der Oberbaudirektor dort ein großes Gebäude haben möchte. Ich habe ihm vorgeschlagen: Das wäre doch der perfekte Ort für eine Moschee.

ZEIT: Und, wie hat der Oberbaudirektor reagiert?

Reinig: Er hat bedenklich den Kopf geschüttelt und gesagt: Da vielleicht nicht, aber im zweiten Bauabschnitt – das ist das Versprechen.

ZEIT: Wie viele neue Moscheen wären denn nötig, um den Bedarf zu decken?

Reinig: Wir haben an sieben Orten festgestellt, dass die Zustände unzumutbar sind. Zuerst Altona, da gibt es nur eine Moschee in Ottensen, die nächste kommt erst in Eidelstedt. Dann braucht es eine Moschee mit zentraler Funktion für den Ditib-Verband, als Ersatz für die völlig überlastete Moschee am Borstelmannsweg. Da käme der Anckelmannsplatz am Berliner Tor infrage. Zudem brauchen die afrikanischen und die marokkanischen Muslime je eine Moschee, möglichst zentral.



Joachim Reinig, 66, leitet das Architekturbüro Plan-R in Altona

Auch in Eidelstedt und Steilshoop ist dringend eine Veränderung nötig. Und schließlich braucht es eine neue Moschee in Veddel-Wilhelmsburg für die schiitischen Libanesen, eine Gemeinde, die erheblich wächst.

ZEIT: Warum brauchen die alle eigene Moscheen?

Reinig: Erstens, weil der Platz sonst nicht reicht. Und zweitens, weil die Gebete in unterschiedlichen Sprachen stattfinden.

ZEIT: Es klingt nach einem Mammutprojekt.

Reinig: Verglichen mit 10 000 Wohnungen, die jährlich in Hamburg gebaut werden sollen, ist das relativ bescheiden.

ZEIT: Man kann Moscheen umbauen, sie in bestehende Gebäude einziehen lassen oder neu bauen. Was wird in Hamburg am meisten gebraucht?

Reinig: Neu bauen. Ich habe auch eine konkrete Idee: Man könnte die Grundstücke von christlichen Kirchen nutzen. Viele Gemeinden haben ein richtiges Problem, ihre Kirchen loszuwerden, in Hamburg sollen 120 Standorte von Kirchen

aufgegeben werden. Ohnehin stehen die Kirchen auf städtischem Grund, der nur geliehen wurde.

ZEIT: Also abreißen und Moscheen draufsetzen?

Reinig: Genau. Umbauen funktioniert meist nicht, weil sich die Kirchen als Moscheen nicht eignen. Sie sind zum Beispiel nach Osten ausgerichtet und nicht nach Südosten wie eine Moschee.

ZEIT: Moschee statt Kirche – ist das realistisch?

Reinig: Ja. Das sind gute, zentrale Orte, die durch Moscheen wiederbelebt werden, häufig ziehen kleine Läden in die Umgebung. Und theologisch ist es kein Verlust, Gott wird dort ja weiter angebetet.

ZEIT: Es gäbe sicher einen Aufschrei allein wegen der Symbolik: Kirche abreißen, Moschee bauen.

Reinig: Sicher, für jeden Moscheebau muss man mit sehr vielen Menschen reden. Die Erfahrung ist aber: Bei baurechtlichen Schwierigkeiten sind es gerade die christlichen Nachbargemeinden, die den Muslimen helfen.

ZEIT: Wenn man neu baut, kann es gerade in einer dicht bebauten Stadt wie Hamburg Probleme geben. Zum Beispiel, dass die Moschee nicht nach Mekka ausgerichtet werden kann.

Reinig: Das kann man alles lösen. Die Moschee an der Außenalster könnte auch nicht nach Mekka ausgerichtet werden. Also haben die Architekten ein rundes Gebäude entwickelt, in dem die Gebetsnische nach Mekka zeigt.

ZEIT: Warum ist es in einer als weltoffen geltenden Stadt wie Hamburg eigentlich so schwer, sichtbare Moscheen zu bauen?

Reinig: Wie überall gibt es einen Kampf um den öffentlichen Raum. Ich habe eine Datscha in Boizenburg, einer sehr protestantischen Stadt. Vor hundert Jahren wurde dort ein Fliesenwerk eröffnet, dafür kamen katholische Arbeiterinnen aus Schlesien. Ein paar Jahre später haben die auch ihre Kirche bekommen. Aber nur eine, die aussieht wie ein Einfamilienhaus!

ZEIT: Ist das nicht ein akzeptables Modell, im Sinne des sozialen Friedens?

Reinig: Damals hat es so funktioniert. Aber in welcher Welt leben wir heute? Ich würde sagen: Sichtbare Moscheen sind ein Zeichen der Integration und nicht der Segregation.

ZEIT: Aber sichtbar heißt nicht gleich liberal. Die Imam-Ali-Moschee an der Außenalster, die Sie als leuchtendes architektonisches Beispiel nennen, wird vom Verfassungsschutz beobachtet.

Reinig: Es ist Aufgabe des Verfassungsschutzes, Gefahrenpotenziale zu erkennen und zu überwachen. Sichtbar ist immer noch besser als unsichtbar, unsichtbare Moscheen lösen mehr Ängste

aus. Mit einem Nachbarn, der sich zeigt, kann man Kontakt aufnehmen und misstraut ihm weniger als einem, der kaum zu sehen ist.

ZEIT: Aber man muss auch fragen, wo die Gelder herkommen – und damit die Einflussnehmer. Der Umbau der Kapernaumkirche in Horn wurde aus Kuwait mit 1,1 Millionen Euro unterstützt. Zucken Sie da nicht?

Reinig: Die Zeit, in der arabische Staaten den Moscheebau in Deutschland großzügig finanziert haben, ist eigentlich vorbei. Das Beispiel ist also nicht typisch. Insgesamt ist klar: Die Gemeinden müssen die Baumaßnahmen aus eigener Hand finanzieren. **ZEIT:** Aber muss man nicht Ängste ernst nehmen, dass die muslimische die christliche Kultur zusehends verdrängt?

Reinig: Ich fände es gut, wenn deutsche Christen sonntags um zehn in die Kirche gingen und sich ihrer kulturellen Herkunft erinnerten.

ZEIT: Dennoch, den Bau von Moscheen durchzusetzen dürfte selten so schwer gewesen sein wie jetzt, da islamkritische Parteien wie die AfD große Zustimmung erhalten.

Reinig: Wir müssen erkennen, wer unsere Partner sind. Moschee-Gemeinden, die es seit 30 Jahren gibt, sind das Beste, was uns passieren kann. Ihre Mitglieder kümmern sich um die Jugend, sprechen Deutsch und helfen bei der Integration. Wieso sollten wir sie im Stadtbild ausgrenzen?

ZEIT: Haben Sie Hoffnung, dass es bald losgeht mit dem Bau neuer Moscheen – jetzt, da die Grünen auf das Thema angesprungen sind?

Reinig: Es wird noch dauern, das kommt nur langsam an. Die Grünen haben das Problem deutlich gemacht. Die Stadtentwicklungssenatorin Frau Stapelfeldt muss sich jetzt engagieren.

ZEIT: Wenn Sie eine Moschee nach Ihren Vorstellungen bauen könnten, wo würden Sie hingehen?

Reinig: Nach Altona. Dort leben viele Muslime, die brauchen einen zentralen Ort. In die Neue Mitte könnten sie zu Fuß gehen.

ZEIT: Wie würde Ihre Moschee aussehen?

Reinig: Es wäre ein sehr modernes Gebäude. **ZEIT:** Farbe?

Reinig: Weiß. Aber ich bin da unwichtig, ich bin ein alter Architekt und saniere vorwiegend Kirchen. Kollegen mit Migrationshintergrund sollten die Moscheen entwerfen. Was ist Heimat, Moderne, Demokratie? Das muss im Stadtbild diskutiert werden – und dafür sind die bestens ausgebildet!

Das Gespräch führten Sebastian Kempkens und Kilian Trotter

Foto: Miriam Burdick (3); Heines von der Fecht Co. M.3. ddp (M.3. action press privat (u.3. Begleitfoto) (1)



Rapper Gzuz (vorne) und Jan Delay im neuen Video der Beginner

nur Gzuz nicht, der hat dort Hausverbot. Stattdessen haben sie ihn, mit freiem Oberkörper und den Armen in der Luft, aufs Bismarck-Denkmal montiert. Kein schöneres Bild hätte man finden können, um die Gegensätze zu zeigen und zu feiern, die alte Schule und die neue Härte.

Den Platz da oben auf dem alten Bismarck hat Gzuz sich verdient. Er ist es, der Hamburg an diesem Wochenende wieder auf die Karte gepackt hat, die Gegensätze eindampft, indem er Old-School-Jargonwörter verkürzt und entstaubt: »Ahn mal«, die Hamburger Übersetzung von »check it out«.

Seit Freitag wird von München bis Berlin, von Gartenparty bis Galerieeröffnung wieder wie in Hamburg gesprochen. »Was los Digga ahnma«, sagen sie jetzt alle, was ja auch passt in Zeiten, in denen die Anerkennung die wichtigste Währung geworden ist, das Gehörtwerden. Da braucht man ein Wort, das in aller Dringlichkeit sagt: Hier, guck mal bitte, was ich mache. Schau dir das mal an, hör doch mal zu. Ahnma.

Den ganzen Sommer werden wir das jetzt hören, schon bald wird es supernervig sein. Wenn alles gut läuft, wird diese Volkabel, was Amore vor zwei Jahren für die Band Wanda und die Stadt Wien war: das, was alle sagen, irgendwann sogar der Büchnerpreisträger in seiner Büchnerpreisrede. Das, was einer Stadt ein Außenbild zuschreibt, was natürlich völlig albern ist, aber immer noch besser als nichts, ein bisschen was zum Festhalten. Das aus Stahl und Beton einen Ort auf der Karte macht, an dem alle Gegensätze kurz aufgehoben sind, selbst die mit Hausverbot. LARS WEISBROD